In freier Stunde

◆ Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“ ◆

Nr. 216. Posen, den 20. September 1928. 2. Jahrg.

Knockout Europa.

Ein phantastischer Roman von Ludwig von Wohl.

8. Fortsetzung.

Wie still es heute wieder war.

Die ersten Sterne blitzten auf.

Langsam, den Genuß der Stunde auskostend bis aufs letzte, trieb er das Kanu ans Ufer.

Man mußte sehen, daß dieser Payne einen Dampfer erwischte. O'a hatte recht, wenn sie ihn nicht leiden konnte. Ein halbgebildeter Alltagsmensch — hier im Paradies wurde er zu etwas Abstoßendem, Abschreckendem. Er mußte fort, und dann hatte der Friede die Göttlichkeit, die Unberührtheit von vorher wieder.

O'a würde sich freuen.

Es war das Schönste, Herrlichste auf der Welt, wenn O'a sich freute . . .

Das Kanu stieß an das Ufer. Er stieg aus. Da rauschten die Büsche auseinander. O'a war da.

Sie war sehr bleich, und als er jubelnd auf sie zustürzen wollte, wich sie zurück. Gleich darauf wankte sie und wäre gefallen, wenn er sie nicht gehalten hätte.

Warm und feucht rieselte es an seinen Fingern herunter.

Er starrte hin und schrie auf, gellend, wie ein todwundes Tier. In ihrer linken Brust steckte Ta'avales Messer.

Seine Knie brachen, er glitt mit seiner Last zu Boden.

„O'a,“ flüsterte er, „O'a.“

Sie hob mühsam die Lider.

„Ta'avale ist tot,“ sagte sie mit einer Stimme, die fast nichts Irdisches mehr hatte.

Ganz fein und hauchend kam es von ihren Lippen.

„Panga-ku, der Weiße — er hat sich berauscht — und — hat Ta'avale — getötet. Da biß ich ihn — und — ich — Panga-ku — nahm mir meine — Gedanken. Als ich — erwachte — — — oh —“

Ein krampfhaftes Zucken ging durch ihren Körper.

„Hat — — er — —“

Alle Kraft des Mannes war nötig für die beiden Worte.

Sie nickte schwach.

Er zitterte so heftig, daß er sie nicht mehr halten konnte. Sie glitt ins Moos.

„Da nahm ich — Ta'avales Messer — und —“

Wieder ging es wie ein Krampf durch ihre Glieder.

„Und — ich sterbe —“

Sein verzweifelter Blick lag auf ihrer Wunde. Das Messer war bis ans Heft eingedrungen. Wenn man es herauszog, war sie tot.

Es war aus —

„Ich lag und starb. Aber — mir war — ich konnte nicht sterben — ohne dich — noch einmal — zu sehen. Noch einmal nur, Reri. Du kamst so lange nicht. Da — stand ich auf — und ging durch den Wald. Hörst du — mich — Reri —?“

„Ich höre dich, Liebe, Liebe.“

Ihre Worte zitterten in einem Chaos.

„Reri — ich möchte —“

„Was möchtest du —“

„Ich möchte — noch einmal — mit dir auf dem See fahren —“

Er stand auf, und sein Innerstes betete zu seiner Kraft um Hilfe. Und er trug sie in das Kanu, stieß es vom Ufer ab und fuhr auf den See. Es war noch immer so still —

„Ich verlasse dich nicht,“ Reri,“ flüsterte ihre erlöschende Stimme. „Ich — bin immer bei dir. Oh — du wirst sehen — du wirst sehen — ich schwöre es dir bei dem See — bei — diesem See — an dem ich dich lieben lernte —“

Gerd Reerink konnte nicht weinen.

„Hilf mir auf, Reri,“ bat sie dann.

Ihr Körperchen ruhte in seinem Arm, der Duft ihres blauschwarzen Kraushaars streifte seinen Atem.

Und O'a sang. Sie sang mit unendlich zartem, kaum hörbarem Ton.

„Te vowa to te malema — te vowa te talofa —“

Ihr Köpfchen sank herab.

*

Er wußte nicht, wie lange er gesessen hatte, ohne sich zu rühren. Immer wieder sog er die im Tod fast verklärten Züge des Mädchens in seine Seele.

Endlich trieb er mechanisch, wie einem Zwang folgend, das Kanu wieder ans Ufer. Und es war auch wie ein Zwang, der ihn weiches Moos sammeln ließ, mit dem er ihren Körper im Kanu bedeckte. Nur das Köpfchen ließ er frei.

Dann grub er einen schweren Stein aus der Erde und legte ihn vorsichtig unter O'as Füße in den Kiel des Bootes.

Ein paar Schnitte seines Messers in die leichte Rinde des Bodens machten das Kanu leck, und ein kräftiger Stoß trieb es einige Meter vom Ufer ab.

Der See war schon am Ufer sehr tief.

Langsam sank das Kanu.

Mit einer ihm selbst unerklärlichen Ruhe sah er zu, wie das Wasser höher und höher stieg und endlich lautlos über der Bordwand zusammenfloß.

O'a versank —

Eine dunkle Masse, glitt das Kanu in die Tiefe.

Da war es, als risse es die Tiefe auf, und es war die Tiefe seines eignen Innern, und aufstöhnend fiel er in die Knie.

Nach der Betäubung folgte die klare, unerbittliche Erkenntnis, der Leerlauf des Fühlens, das Ende alles Guten —

Er riß ihn wieder auf. Mit erbarmungsloser Schärfe setzten Verstand, Geist, Kraft, Manneswille wieder ein und schufen aus der Verzweiflung des Augenblicks ungewollte Rettung.

Einen Gedanken zeugten sie, der, wie Blitzschlag zündend, den Mann zu seinem Vollstrecker machte.

Gerd Reerink wandte sich und ging zurück.

Er ging auf O'as Spur, auf der sein Auge ruhte. Ihr Blut bestimmte seinen Weg.

Der Urwald raunte. Es rauschte wie Furcht in den Kronen der Palmen, es zitterte wie Angst in den breiten Pisangblättern. Ein Windstoß flackerte.

Den Frieden durchquerte ein Mann, Schritt für Schritt, dessen ganze, ungeheure, lang aufgespeicherte Energie gesammelt einem Ziel zustrebte. Es war wie der Lauf einer Maschine, die langsam, stetig in Gang kommt. D'as Blut bestimmte seinen Weg.

Sid Payne hatte noch nicht ausgeschlafen, als Gerd Reerink zu ihm in die Hütte trat.

Er verbat sich brummend die ekelhafte Weckerei.

Sein Brummen verging ihm, als er in Reerinks Gesicht sah. Jäh durchzuckten ihn wirre Gedanken an den vergangenen Tag.

Was war denn los?

Unbehaglichkeit steigerte sich schnell zu bestimmtem Gefühl —

Reerink winkte.

Zögernd folgte ihm Sid Payne vor die Hütte.

Hier kam ihm die Erinnerung wieder.

Der Körper des toten Ta'avale war fort, aber eine Blutlache war da — und Sid Payne begriff.

Der Alte — nja — das war Notwehr — der Kerl wollte mit dem Speer — aber das Mädel — sollte sie wirklich so verrückt gewesen sein — auf alle Fälle mußte man —

„Lassen Sie mich's erklären, Sir," begann er, sich mit Mühe zu einem ruhigen Ton zwingend.

„Der Alte war scheinbar nicht ganz bei Sinnen — wollte mit dem Speer auf mich los — und da hab' ich mich eben verteidigt. Sie hätten's auch nicht anders gemacht," schloß er unsicher.

„Und das Mädel — nun ja, es tut mir sehr leid — aber woher sollte ich wissen —"

Er brach ab.

Das Gesicht Reerinks zeigte so furchtbaren Grimm, der Mann da vor ihm war so kalt entschlossen, daß er die Nutzlosigkeit seiner Worte empfand.

Zugleich fühlte er, wie die Furcht ihm die Hände zu Eis werden ließ.

Mit aller Gewalt riß er sich zusammen. Es half nichts.

„Ich kann nichts dafür," schrie er auf. „Glauben Sie mir doch! Ich kann nichts dafür! Der Wein —"

Trotz der Todesangst, die ihn durchschüttelte, erkannte er, daß Reerinks Hirn nur überlegte w i e er sterben sollte.

Hier gab es keine Erklärung, kein Verständnis, keine Gnade — hier gab es nur eines: Kampf.

Mit der Wut der Verzweiflung stürzte sich Sid Payne auf Gerd Reerink.

Er war einen halben Kopf größer und bei weitem muskulöser und schwerer.

Es sah aus, als werde er den schlanken Reerink überrennen, der nicht einen Zoll breit vom Platz wich.

Im letzten Augenblick packte ihn Reerink bei den Händen. Zwei blitzschnelle scharfe Rucke — etwas knackte — und sie hingen lose in ihren Gelenken.

Sid Payne brüllte vor Schmerz.

Reerink hatte ihm beide Hände gebrochen.

Dabei hatte er sich nicht vom Fleck gerührt. Auch der Ausdruck seines Gesichts war unverändert.

Trotz seiner rasenden Schmerzen fühlte Sid Payne: jetzt kam es erst — jetzt — das war noch nichts — kaum der Anfang.

Er war wehrlos — dieser Mensch konnte ihn abschlachten —

Außer sich sprang er vor und trat mit aller Kraft nach seinem Gegner.

Reerink wich um Haaresbreite aus und war dann mit zwei, drei Sätzen hinter Payne. Er raffte im Vorbeispringen ein Palmfaserseil auf, das am Boden lag. Dann legte er dem Riesen die Zeigefinger beider Hände unter die Ohrläppchen.

Ein Druck — wieder brüllte Payne auf —

„Vorwärts," sagte Reerink.

Es war sein erstes Wort. Als Sid Payne nicht gleich gehorchte, verstärkte er den Druck. Stöhnend ging Sid Payne vorwärts. Der Schweiß stand ihm in dicken Tropfen auf der Stirn.

Unter einer Palme mußte er halten.

Ehe er eine Bewegung machen konnte, umschlang ihn das Seil, fesselte ihn an den schlanken Stamm. Nur die Arme ließ ihm Reerink frei. Ein furchtbarer Hohn für die Bewegungslosigkeit, zu der verurteilt waren.

Dann setzte er sich dem Gefangenen gegenüber und sah ihm ins Gesicht.

Die Sterne erbleichten. Ein Windstoß ging durch die Palmen. Mit dumpfem Krach fiel eine schwere Kokosnuß zu Boden. Sonst war noch alles still. Stunden vergingen.

Ein fahler Schein schimmerte am grauenden Horizont.

Heller wurde er und heller, rötete sich, wuchs zu strahlendem Leuchten — mit einem Ruck erhob sich die Goldkugel der Sonne über das zitternde Meer.

Aus der dämmernden Tiefe des Waldes drangen die Rufe erwachender Vögel.

Und mitten hinein in den Frieden des neuen Tages schnitt ein gellender, gräßlicher, langgezogener Schrei . . .

VI.

Miß Dorothy Brenon war außer sich, daß Cate sie hatte schlafen lassen, während sich endlich, endlich einmal Interessantes auf diesem langweiligen Schiff ereignet hatte.

„Sie sind eine Gans," schrie sie, wobei ihre Stimme alle Süße und Weichheit verlor, die sie so sorgfältig einstudiert hatte. „Muß ich mir die Sache erst von Mrs. Williams erzählen lassen! So eine Gans wie Sie, Cate, ist mir doch noch nicht vorgekommen! Sie fahren jetzt noch bis San Franzisko mit mir — und dann ist Schluß. Ich hab's satt. Bringen Sie mir mein Täschchen."

Sie warf sich wütend über das Kabinenbett, während Cate möglichst geräuschlos machte, daß sie hinauskam.

Sie fühlte sich durchaus nicht etwa schuldbewußt. Wer an ihrer Stelle hätte es wohl über sich gebracht, auch nur eine Sekunde lang die Reling zu verlassen, als dieser fabelhafte, nackte Mann in seinem Rindenboot antrieb. Sie hätte gar nicht weg können, selbst wenn sie es gewollt hätte. Eingekeilt, wie sie gewesen war, in einem Knäuel von Neugierigen. Es war aber auch danach! Mitten in dieser langweiligen Meerfahrt, auf offenem Ozean wird ein nackter Mann ohne Bewußtsein in einem Eingeborenenkanu angetrieben. Nackt bis auf einen Lendenschurz aus Palmenblättern und eine lange Muschelkette um den Hals.

Ein Europäer, unverkennbar, trotz seiner gebräunten Haut.

Professor Sounders meinte sogar, er wäre reinrassig. Nicht etwa ein Mischling. Wo kam er her? Was hatte er erlebt? Wie lange mochte er bewußtlos im Kanu gelegen haben? Ob er verheiratet war? Cate fiel ein, daß es wohl an der Zeit wäre, Miß Brenon das Täschchen zu bringen, das sie, wie gewöhnlich, im Deckstuhl vergessen hatte. Das mit der Kündigung regte sie nicht weiter auf.

Miß Brenon kündigte ihr ungefähr jeden zweiten Tag und nahm sie zwischendurch wieder in Gnaden auf. Das gehörte zu ihren Eigentümlichkeiten.

Miß Brenon war übrigens nicht die einzige, die sich zurzeit mit dem geheimnisvollen neuen Fahrgast beschäftigte.

So ziemlich das ganze Schiff sprach ausschließlich davon, und die Teilnahme erreichte ihren Höhepunkt, als der kleine, rundliche Kapitän mit den vergnügt zwinkernden Aeuglein verkündete, daß der Gerettete voraussichtlich bereits an der Abendtafel teilnehmen werde.

Mr. Bond, der Schiffsarzt, sei um ihn bemüht.

(Fortsetzung folgt.)

Nicht nur Schutz – sondern Kräftigung!

Die neuesten Forderungen der Hygiene.

Schlagwörter besitzen einige merkwürdige Eigenschaften. Sie sind auf diese Dauer nur lebens- und verbreitungsfähig, wenn sie einen guten Kern besitzen. Als unentbehrliches Werbemittel für ihren Gedankeninhalt dürfen und müssen sie einseitig sein. Sie müssen übertreiben, um möglichst viel zu erreichen. Aber sobald sie ihre Werbetätigkeit über einen gewissen Punkt hinaussteigern, geraten sie in Gefahr, sich selber tot zu hetzen. Sie können bei unvorsichtiger Anwendung die Oeffentlichkeit leicht so übersättigen, daß diese von dem Gegenstand nichts mehr sehen und hören will, und das wäre für einen etwaigen wertvollen Inhalt bedauerlich.

Treffen nun die Voraussetzungen für das Schlagwort „Hygine" zu?

Um die kaum zu ermessenden Fortschritte des letzten Jahrhunderts auf hygienischem Gebiet sich vor Augen zu führen, muß man sich in die Zeiten zurückdenken, in denen die Gesundheitspflege (soweit man von einer solchen überhaupt sprechen konnte) sich auf die arzneiliche Behandlung in Krankheitsfällen beschränkte. Daneben wurden wohl auch einige gute Ratschläge über vernünftige Lebensweise erteilt. Aber von Sauberkeit im Sinne von Keimfreimachung, von der Einwirkung von Luft, Licht und Wasser nach heutigen Anschauungen war keine Rede. Man kannte keine wirksame Seuchenbekämpfung (von der Pockenimpfung abgesehen), weil die Ursachen der Seuchen unbekannt waren. Es war die Zeit, in der man sich zu säubern glaubte, wenn man in ein Vogelnäpfchen voll Wasser, genannt Waschschale, die Fingerspitzen eintauchte. Es war die Zeit, in der höchstgestellte Persönlichkeiten aus einem benachbarten Gasthof „die" Badewanne der Stadt holen ließen, weil im Schloß eine Badeeinrichtung nicht vorgesehen war. Von den Gefahren verjauchten Trinkwassers, mangelhafter Beseitigung der Abfallstoffe, von Schulhygiene, von gewerblichen Schädigungen hatte man keine Ahnung. Selbstverständlich gab es auch keine vorbeugende Fürsorge, wie sie heute in Gestalt von Erholungsheimen, Waldschulen, Horten usw. allgemein üblich ist.

Mit dem wachsenden Umfang der Städte und der zunehmenden Industriearbeit brach sich auch die Erkenntnis der überhandnehmenden Schäden und der Möglichkeit ihrer Beseitigung Bahn. Die neue Wissenschaft „Hygiene" entstand. In eifrigster, wissenschaftlicher und praktischer Arbeit bildeten sich die Erfahrungen, die zu dem jetzigen hohen Stand der öffentlichen Gesundheitspflege geführt haben.

Es ist also wohl ohne Zweifel, daß das Schlagwort „Hygiene" einen sehr guten und berechtigten Kern enthält.

Der Siegeslauf der Hygiene ist auch dadurch nicht gehemmt worden, daß sie gelegentlich Wege einschlug, die später als falsch erkannt wurden,. Als Robert Kochs Entdeckung der Bakterien als Krankheitsursache allgemeine Begeisterung entflammte und dann Schlag auf Schlag immer neue Arten von krankmachenden Kleinlebewesen bekannt wurden, glaubte man, die Seuchenentstehung endgültig geklärt zu haben. Man glaubte, die Zeit vorher berechnen zu können, in der die letzte Seuchenkrankheit zu bestehen aufhören würde. Die nette Witzblatterzählung aus den ersten Kriegswochen von den ellenlangen Bazillen, die zur Vernichtung Deutschlands eingeschmuggelt worden sein sollten, spiegelt noch die übertriebene Vorstellung wider, die man von den Bakterien als den alleinigen Krankheitserregern hatte. Seitdem hat man gelernt, daß nur die Wechselwirkung zwischen dem mehr oder weniger empfänglichen Körper und den Seuchenkeimen entscheidet, ob die „Ansteckung" zur „Krankheit" wird. Unempfängliche Menschen könnten als „Bakterienträger" jahrelang diese gefährlichen Gäste beherbergen und ausscheiden, ohne selbst krank zu werden. Die Lehre von der Empfänglichkeit des Einzelmenschen lenkte berichtigend und ergänzend die Bakteriologie wieder von der Sackgasse, in die sie sich verfahren hatte, in die allgemeine Fahrstraße der vorwärtsstrebenden Wissenschaft zurück.

Auch auf anderen Gebieten traten Einseitigkeit und Uebertreibung gelegentlich hervor. Die sehr hohe Säuglingssterblichkeit hatte auf schwere Schäden in der Gesundheitspflege der ersten Lebensmonate hingedeutet. Man suchte und fand die Ursache in Verdauungsstörungen. Der Kampf gegen die keimhaltige Milch begann. In jede Kleinkinderstube zog der Soxhletapparat ein, in dem die Milch ¾ Stunden sterilisiert werden mußte — und siehe da: die Kinder erkrankten nicht mehr an Brechdurchfall, sondern an Säuglingsskorbut, der Barlowschen Krankheit, weil durch das lange Kochen lebenerhaltende Stoffe der Milch zerstört worden waren. Aber auch nach Abstellung dieses Uebelstandes entwickelten sich merkwürdigerweise viele Kinder schlecht, die in Kinderheimen mit den besten Einrichtungen und der vorzüglichsten Leitungen aufwuchsen. Diese Kinder wurden von jeder Infektion geschützt, erhielten die denkbar beste Körperpflege und eine nach wissenschaftlichen Grundsätzen zubereitete Nahrung; sie wuchsen in luftigen, lichten Räumen auf — und trotz alledem fehlte ihnen die Lebensfrische, die gesunde Gewebsspannung; sie glichen Treibhauspflanzen trotz aller Hygiene. Sie waren, wie sich herausstellte, mit Hygiene übersättigt. Man hatte wieder einmal geglaubt, der Natur ins Handwerk pfuschen zu sollen, und hatte sich ängstlich bemüht, von den Kleinen alle Schädlichkeiten fernzuhalten; aber man hatte nicht bedacht, daß alles Lebendige auf die Ueberwindung schädigender Einflüsse eingerichtet ist. Nur im Abwehrkampf entwickelt der Körper jene Kräfte, die zugleich die lebensfeindlichen Mächte zurückdrängen und die eigene Lebensfähigkeit und Lebensfreude erhöhen. Die schlechter behüteten Kinder in den elterlichen Wohnungen müssen ständig mit Bakterienangriffen, mit unzweckmäßiger Wärmeregulierung, mit Unruhe und allen möglichen anderen Schäden ringen; nicht alle sind diesem Kampf gewachsen; aber die widerstandsfähigsten unter ihnen werden noch widerstandsfähiger, wie der Baum im freien Walde meist kerniger als der Parkbaum wird.

Diese beiden Beispiele beweisen die Gefahren einseitig und mechanisch angewandter Gesundheitslehren. Man hat aus ihnen gelernt und strebt jetzt nicht nur Schutz, sondern auch Kräftigung an. Dazu ist es unerläßlich, die breite Masse des Volkes mit den hygienischen Vorstellungen zu durchdringen. Der Gesundheitsunterricht nimmt im Lehrplan der Schulen eine wichtige Stellung ein. Vorträge vom Hörsaal bis zum Rundfunk und Kino, Flugblätter, Gesundsheitswochen, Hygiene-, Sport-, Ernährungs-Ausstellungen drängen sich geradezu, um jeden Menschen oft über sein Fassungsvermögen hinaus zum Hygienedozenten heranzubilden. Die Gefahr liegt nahe, daß auch hier wieder über das Ziel hinausgeschossen wird. Auf der einen Seite droht die Oberflächen- und Halbbildung, die mit einigen eingepaukten Begriffen schwierige, verwickelte Lebensvorgänge beherrschen zu können glaubt. Auf der anderen Seite steht die viel größere Gefahr der Ueberwertung. Wenn einem Menschen ständig mit allen Mitteln moderner Reklame vorgehalten wird, welche gesundheitlichen Gefahren ihm drohen, was er alles zu tun und zu lassen hat, um seine werte Persönlichkeit gesund zu erhalten, so muß er schließlich zu der Ueberzeugung kommen, daß es auf der Welt nichts Wichtigeres als die Gesundheit gibt. Wenn er dann noch ängstlicher Natur ist, wird er bald überall Gefahren wittern. Das sind die Menschen, die in der Straßenbahn kaum zu atmen wagen, die an jedem Apfel Paratyphusbazillen, an jeder Türklinke Krankheitserreger entdecken. Der Fußboden ist ihnen zu kalt, der Heizkörper zu warm; vom Luftdruck- und Feuchtigkeitsmesser hängt ihre Lebensfreude, von der Kleidung ihre Arbeitsfreudigkeit ab.

Sie sind zu Hygienehypochondern gezüchtet worden.

Solch Hygienehypochonder verliert allmählich das Verständnis dafür, daß die Gesundheit letzten Endes nur Sinn hat, wenn sie als Vorbedingung für das erfolgreiche Leben aufgefaßt wird. Sie soll zur Arbeit, zum Dienst am Volke und an der Menschheit befähigen, aber sie darf nicht Selbstzweck werden. Man kann in Abwandlung des bekannten Wortes sagen: Wir leben nicht, um gesund zu sein, sondern wir sollen uns gesund erhalten, um leben und arbeiten zu können. Dieser Gesichtspunkt ist bisher bei der hygienischen Belehrung zu wenig betont worden. Die neuzeitliche plastische Darstellungskunst kann mit Leichtigkeit neben der (passiven) Vermeidung der Gefahren die (aktive) Hebung der Widerstandskräfte lehren. Aber vor allem sollte sie immer wieder darauf hinweisen, daß die Gesunderhaltung Pflicht ist um des ganzen Volkes willen, nicht lediglich zur Erhöhung der eigenen Behaglichkeit.

Das Kino.

Ein Schulaufsatz von **Frank Smetana.**

Kino ist, wenns dunkel ist, gehts los. Ich war schon viele Male im Kino. Max, der was mein Freund ist, dem sein Bruder hat ein kleines Kino, da dürfen wir immer gratis hinein, aber wir müssen immer klatschen und allen Leuten erzählen, daß es sehr fein war. Es ist aber auch immer fein. Zuerst wirds dunkel, und dann kommt viel Schrift. Mein Vater sagt, erst wird das halbe Adreßbuch verfilmt, dann gehts los. Da gibt es Männer und Frauen, und manche sind sehr böse aufeinander. Aber sie haben es alle viel besser als ich, denn sie brauchen nicht in die Schule gehen. Manchmal fällt einer auch ins Wasser, und wenn er wieder rauskommt, dann ist er ganz trocken. Das nennt man Kino. Oft ist es sehr lustig, wenn einer von dem großen Bruder eines anderen Hiebe bekommt. Die Leute boxen immer sehr gut, und alle fahren feine Autos und dürfen so viel Zigaretten rauchen, wie sie wollen. Mir wird ganz schlecht davon, wenn ich eine rauche. Die Leute wohnen alle in ganz großen Zimmern, die größer sind als unser Schulsaal, und die meisten haben nichts zu tun. Wenn sie arbeiten, dann ziehen sie sich um. Mein Onkel sagt, es heißt nicht Kino, sondern Lichtspieltheater. Aber es ist doch so dunkel, warum soll es denn auch Theater heißen, wo die Leute nicht reden, denn sie machen alles ohne Worte. Unser Naturgeschichtslehrer hat uns neulich gefragt, ob wir wissen, was Kino ist. Natürlich habe ich mich gemeldet, wo ich immer reingehe. Ich habe gesagt, was Kino ist. Falsch, hat er da gesagt, Kino ist eine Droge, die aus Afrika kommt und in der Gerberei und beim Machen von Wein gebracht wird. Ich habe ihm gesagt, daß er nicht recht hat, weil ich das doch besser weiß, aber er meinte, wir sollten im Lexikon nachgucken, wo es drinstünde. Im Lexikon steht es so, wie der Lehrer sagt, aber es ist doch falsch. Unser Lieblingsspiel ist Kino. Einer geht lang-

jam auf und ab, ein anderer macht Dummheiten, und da kommt der erste und haut mit einem dicken Holz über seinen Kopf, worauf der andere umfallen muß. Das nennen wir Kino spielen. Die Jungens verstehen aber nichts davon, denn sie wollen sich nicht auf den Kopf schlagen lassen. Sie sollten ins Kino gehen und lernen, wie sich ein richtiger Mann zu benehmen hat. Im Kino kann man nämlich alles lernen. Neulich habe ich gelernt, daß zwei mal zwei fünf ist, und das war ganz richtig. Ich glaube mit der Schule ist nichts mehr los, Kino ist besser. Manchmal ist es auch langweilig, wenn die Leute nicht wissen, was sie anfangen sollen, dann küssen sie sich. Das ist nichts für uns Kinder, wir wollen was anderes sehen. Das ist doch bloß Kino. Es gibt auch Kinder im Film, und die sind immer sehr gescheit, die haben gewiß schon alle Schulen durchgemacht. Ich möchte auch ein Kind im Film sein, wenn ich dann Kuchen oder Aepfel aus der Speisekammer hole, kriege ich wenigstens keine Schläge oder man merkt es gar nicht. Man darf Dummheiten machen, und Mama hat gesagt, die Kinokinder kriegen viel Geld dafür. Ich möchte für meine Dummheiten auch Geld kriegen, dann würde ich mal in ein ganz großes Kino gehen, wo wir noch nicht rein dürfen. Da soll es noch feiner sein. Kino ist sehr schön, und wenn ich wieder einmal nachsitzen muß, dann möchte ich im Kino nachsitzen.

Gedenktage.

20. September.

Theodor Fontane. Zum 30. Todestag. — Während die meisten Künstler ihre wichtigsten oder doch die Mehrzahl ihrer vollwertigen Werke in jüngeren Jahren schaffen, hat Theodor Fontane seine großen Romane erst in dem Jahrzehnt zwischen Sechzig und Siebzig geschrieben. Das ist gewiß mit ein wichtiger Grund dafür, daß seine Bücher noch heute so lebendig sind, ja an Lebenskraft noch immer eher gewinnen als verlieren. Mögen die neuerdings beliebten Generationen-Theorien zutreffen oder nicht — Fontane jedenfalls fügt sich nicht in ein solches Schema. Er, der am 30. Dezember 1819 geboren war, schrieb seine großen Romane, als bereits eine ganz neue Generation auf den Plan getreten war: „Effi Briest" erschien im gleichen Jahre 1895 wie Hauptmanns „Florian Geyer", Hartlebens „Gastfreier Pastor", Gabriele Reuters „Aus guter Familie". Und während in der Regel heute die Werke der Autoren, wenn sie 30 Jahre nach dem Tode des Autors „frei" werden, nur künstlich wieder zum Leben geweckt werden können, wird Fontane nun noch mehr als schon bisher Verbreitung finden, wenn auch freilich seine Leserschaft immer auf die Welt beschränkt bleiben wird, die er geschildert hat, die bürgerliche Gesellschaft Deutschlands, aus der er selbst hervorging, der er sich stets zurechnete. In Neuruppin war Fontane als Sohn eines Apothekers geboren, neun Jahre lang war er selbst in Apotheken in Berlin, Leipzig, Dresden tätig. Dann wandte er sich der Schriftstellerei zu, war als Journalist mehrfach in England, 1870 auch als Kriegsberichterstatter im Feld und in Gefangenschaft. Zuvor schon hatte er die Veröffentlichungen seiner „Wanderungen durch die Mark Brandenburg" begonnen, in der er sich als ausgezeichneter Schilderer des Landes und seiner Geschichte bewährte. Nachdem er sich 1876 noch einmal an ein Amt gebunden und, für kurze Zeit nur, Sekretär der Kgl. Akademie der Künste geworden war, machte er sich endlich ganz frei, wirkte nur noch als Theaterkritiker der „Vossischen Zeitung", im übrigen ganz seinen Romanen zugewandt, deren Reihe 1878 mit dem schon früher begonnenen Roman „Vor dem Sturm" eingeleitet und im Jahre seines Todes mit dem „Stechlin" beendet wurde.

Zum Kopfzerbrechen.

Entzifferungsaufgabe.

1 2 3 — 4 5 6 3 3 7 — 3 8 9 10 7 11 11 12 13 4 13 10 4 11 13 7 8 14 — 15 10 — 1 7 5 — 16 3 8 9 7 8 9 6 3 11 6 17 2 14 7 15.

(Die Lösung nennt ein furchtb. Ereignis.)

Schlüssel: 12 17 7 5 4 = Märchengestalt; 3 6 10 10 7 = Wärmespender; 1 15 2 10 2 = Göttin der Jagd; 13 11 14 = Spaß; 2 8 9 16 = Zahlwort. (. . es

Ueble Angewohnheit.

Wer etwas sein „Eins-zwei" nennt,
Mag sich glücklich preisen,
Und wer „Drei" verdient empfängt,
Soll's zurück nicht weisen. —
Niemand aber gut es findet,
Wenn man selbst sein „Ganzes" kündet.

Bo.

Besuchskartenrätsel.

Ida Websen

Bei richtiger Umstellung der Buchstaben kann man den Wohnort dieser Dame erraten.

O. L.

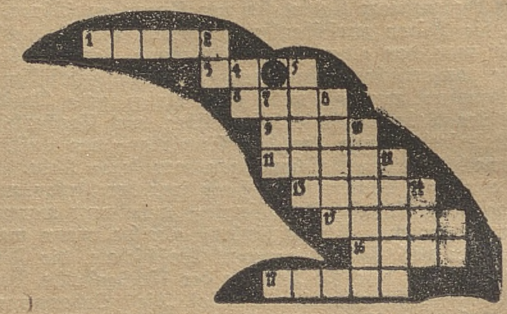
Zahlenrätsel.

1 2 9 5 3 4	Rechtskundiger
2 6 9 2 10	Moderner Dramendichter
3 4 2 4 8	Weibliches Pferd
4 11 9 15 8 12 11	Seewaffe
5 3 16 14 6 12	Nordseeinsel
6 11 4 4 2 9 6 11	Musikstück
2 16 3 4 8 9	Mantel
3 2 17 15 13	Seichtes Gewässer
7 14 7 14 11	Genußmittel
8 6 18 14 12 5 6	Alpental
9 11 4 3 4 5 13 4	Büroartikel
6 11 9 17 14	Oper von Bellini
8 3 3 8 6	Deutsche Industriestadt
9 14 7 8 4 8	Feuerwerkskörper

Die Anfangs- und Endbuchstaben der Lösungswörter, beide von oben nach unten gelesen, ergeben die Namen zweier deutscher Dichter.

K. Pl.

Kreuzwort-Rätsel.



Von links nach rechts: 1. Nützliches Insekt, 3. Französisches Fürwort, 6. Halbedelstein, 9. Nordischer Männername, 11. Ruhestörender Lärm, 13. Teil der Scheune, 15. Schädliches Nagetier, 16. Englisches Kosewort, 17. Gott des Donners.

Von oben nach unten: 2. Tierisches Erzeugnis, 4. Abgekürzter Frauenname, 5. Kleines Gewicht (für Gold und Diamanten), 7. Fremdwort für „durch", 8. Teile des Gesichts, 9. Persönliches Fürwort, 10. Nordamerikanische Halbinsel, 12. Ausdruck beim Kartenspiel, 14. Griechischer Buchstabe, 16. Hinweisendes Fürwort.

Fremde Weise.

(5 Silben).

Es schwingt die „Erst" im Tubaton;
Im Largo tönt, ich wette,
Die „Zweite", und die „Dritte" schon
Steckt in der Klarinette,
Die „Vierte" im Piano klingt;
Und wenn vereint gesungen
Ein Kanon wird, hat unbedingt
Die „Fünfte" drin geklungen. —
Dem „Ganzen" süßer Ton entquoll,
Fremdartig schöne Weise, —
Und immer singt sie sehnsuchtsvoll
Dem Vaterland zum Preise.

K. E. M.

*

Auflösung Nr. 37.

Rösselsprung:

Wer aufwärts will, muß Einsicht haben,
Mit Umsicht brauchen seine Gaben,
Sich keiner Ansicht widersetzen,
Die Tat nach ihrer Aussicht schätzen,
Zu steter Nachsicht sich bequemen
Und täglich so viel Rücksicht nehmen,
Bis er aus Vorsicht ganz und gar
Vergißt, was seine Absicht war.

(Ludwig Fulda.)

Verwandlung: Möwe — Mewe.

Rätselhafte Inschrift:

Vergebens wird die rohe Hand
Am Schönen sich vergreifen,
Man kann den einen Diamant
Nur mit dem andern schleifen.

Friedrich von Bodenstedt.

Rätsel: Mohn, Sohn, Lohn, Hohn.

Silbenrätsel: „Entweder nicht tun, was man bereut, oder nicht bereuen, was man tut. (Strindberg). 1. Euphrat, 2. Nassau, 3. Tibet, 4. Wiesbaden, 5. Europa, 6. Dotzheim, 7. Elbrus, 8. Ragusa, 9. Narew, 10. Interlaken, 11. Celle, 12. Honolulu, 13. Tangermünde, 14. Tiber, 15. Ukraine, 16. Nabob, 17. Wormditt, 18. Andernach, 19. Sinai, 20. Matterhorn, 21. Alster, 22. Nahe, 23. Bagdad, 24. Ebro, 25. Rochefort, 26. Erbau.

Leistenrätsel: Senkr.: 1. Sommer, 2. Henrik, 3. Eremit, 4. London, 5. Löffel, 6. Gesang, 7. Ostsee, 8. Tesching; wager.: 1. Schnellflugboot, 2. Raketenflugzeug.